

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 178.

Freitag, 2. August.

1929.

(12. Fortsetzung.)

Der Kanalschwimmer.

Roman von Karl Rütge.

(Nachdruck verboten.)

12. Kapitel.

Ein Auto führte sie rasch über blitzende breite Asphaltstraßen nach Scheveningen hinaus, das sich breit am Meer hinzog mit Hotelpalästen und Villen und seine Fischerdorfexistenz draußen am Meer und beim Zusammenfließen mit den eleganten Straßen des Haag grazios verleugnete.

Vor der Riesenfassade des rotgrau zur gewaltigen Kuppel ansteigenden Kurhauses beschrieb das Auto einen Kreis und hielt darauf vor der schmalen Freitreppe, die zum Hotelportal führte.

In diesem Weltbad unterzutauchen, erachtete Frau von Gager als rätlich und nützlich. Hier wollte man abwarten und nötigenfalls Schritte unternehmen, um die Angelegenheit Theodor Hoofft mit eigener oder fremder Hilfe zu einem glücklichen Ende zu bringen.

„Sie wußten, daß ich in Holland —?“ forschte während der Fahrt Fred Bronnen, am aus der quälenden Ungewißheit herauszukommen.

Frau von Gager neigte zustimmend den Kopf.

„Ich wußte von Dünkirchen — von Miß Blanks — merkwürdigem — Interesse — von der Flucht aus Ostende —“

„Aber —“

„Ich mußte und wollte es wissen — und so erfuhr ich alles!“

Fred Bronnen wagte nach dieser Erklärung der schönen Frau keine Frage mehr zu stellen. Sein Blick irrte über die Frau. Ihre Augen blickten ihn groß und voll Angst, Sehnen, Weh und Entsetzen an.

Er las alles in ihnen und erschrak und wußte eigentlich nicht, weshalb ihn Schreck ergriff. Doch dann fragte er voll Hast und Besorgnis:

„So glauben Sie auch an — den Mord — den ich an Hoofft verübte — und kamen, um mich zu schützen?“

Die Frau sann. Sie antwortete nicht gleich. — Dann lächelte sie fern.

„Ich weiß, daß Sie es nicht gewesen sind!“

Sie sprach dies rätlich schwer und schwieg dann, bis das Kurhaus austauchte aus breiter Straßenzeile heraus an riesenhaftem Platz.

Das Auto hielt. Ein Hotelbediensteter öffnete dienst-eifrig den Schlag.

Sie stiegen nebeneinander die hohen, steilen Stufen hinan. Frau von Gager schwankte etwas. — Da nahm Fred Bronnen ihren Arm. Sie blickte ihn dankbar an.

Die Anmeldung besorgte an der Portierloge Frau von Gager. Fred Bronnen hätte vor Ratlosigkeit seinen Namen niedergeschrieben. Dem beugte die kluge Frau, die sich als sein Schutz neben ihn stellte, entschlossen, doch nicht uneigennützig vor:

Auf dem Formular stand Kaufmann Hans Hoff mit Frau aus Basel. Das „mit“ hatte die Frau in voller Überlegung niedergeschrieben und glaubte sich dadurch frei von einer Schuld, die man darin hätte finden können.

Der Hotelbeamte wunderte sich zwar, daß sie getrennte Zimmer nahmen — aber er zeigte dies nicht, da es ihn nichts anging.

Hannelore Hinz' Auflösung der Verlobung mit Fred Bronnen machte, als sie bekannt wurde, tiefen Eindruck auf die „Schwimmfreunde“. Sie stimmte bedenklich. Sympathien, die Fred Bronnen bisher wegen seiner überragenden sportlichen Erfolge als Mensch und Kamerad besaß, begannen zu schwinden. Mißtrauen erwuchs dagegen. Der Fall Hoofft gewann ein neues Aussehen für sie.

Dazu kamen die Fragen: Wo steckte Fred Bronnen? — Warum trat er nicht hervor aus seinem Versteck, wenn er über ein reines Gewissen verfügte? —

Warum schrieb er nicht an den Verein und schilderte wahrheitsgemäß die Vorgänge am Kanal und in Dünkirchen? — Hatten die Sportbehörden endlich nicht ein Anrecht, zu erfahren, wie die Dinge lagen?

Die Gegnerschaft Ewald Henschels feierte Triumphe. Er hegte unauffällig und mit Nachdruck gegen den Kanalschwimmer und fand immer neue Gründe für einen Verdacht:

„Ganz unverständlich muß es für jeden sein, daß sich überhaupt irgendwelche Differenzen mit Theodor Hoofft ergeben konnten! — Dem Verdienst seine Krone — aber was sind hiergegen denn um Himmelswillen Verdienste?“

Die „Schwimmfreunde“, die fast alltäglich in ihrem Klublokal „Neptun“ zusammentrafen, ließen geduldig Ewald Henschels Tiraden über sich ergehen. Der zweite Vorsitzende, Oskar Petermann, wurde heute aus Nordfrankreich zurück erwartet. Er hatte nur einmal kurz geschrieben, daß er vor einer unmöglich zu lösenden Aufgabe stehe.

„Das ist verständlich“, dozerte Ewald Henschel, „da wendet sich der Gast mit Grausen! Wir werden Dinge hören können, die uns unlieb sind.“

Da trat Oskar Petermann ins Lokal. Drei, vier Schwimmer hatten ihn von der Bahn abgeholt. Er sah angegriffen und verärgert aus. Sein jugendfrisches Gesicht, das sonst den Vierziger nicht ahnen ließ, war leidvoll verzogen. Die Augen wanderten unruhig durch den weiten, hellen Raum.

„Alles vergeblich gewesen?“, forschte man vorsichtig, als Petermann in der Runde sah.

„Eine scheußliche Sache“, gab ausweichend und gequält Petermann zur Antwort.

„Etwas Neues?“

„Ja und nein!“

„Hat sich der Verdacht auf Fred Bronnen bestätigt?“

„Ja und nein!“

Der zweite Vorsitzende war wortfarg. Man mußte drängen, um ihn zum Sprechen zu bringen.

„In Verdacht sind jetzt Fred Bronnen, Frau von Gager und ein Unbekannter!“, gab er zögernd preis.

„Frau von Gager?“, verwunderte man sich. — Man sprach den Namen mit respektvoller Scheu aus.

Ewald Henschel lachte gereizt und überlegen und fiel ein:

„Natürlich! — Und nebenbei dann wieder einmal der „große Unbekannte“!“

Oskar Petermann wurde lebhafter. Er musterte Henschel. Von Sympathie war nichts in dem Blick.

„Nach meiner Meinung kann nur dieser Unbekannte der Täter gewesen sein. Denn auf Fred Bronnen Verdacht zu haben, das ist Unsinn! Und noch größerer Unsinn scheint es mir, zu glauben, daß Frau von Gager die Anstifterin zu dem Mord sei. Es ist zwar richtig, daß sie zur Zeit des Mordes im Hotel von Dünkirchen war — aber das war sicherlich nur Zufall. Ein ärgerlicher Zufall; denn der Verdacht auf Fred Bronnen hat sich nur dadurch so lange aufrechterhalten lassen können!“

„Was hat die Frau denn gewollt?“

Petermann zuckte die Achseln. Man machte hier und da verstehende Gesichter und zwinkerte sich zu. Wer kannte nicht die Liebesaffären Fred Bronnens, insbesondere den Fall Frau von Gager?

„Das weiß man bis jetzt noch nicht. Man weiß auch nicht, wo sie sich im Augenblick aufhält. Ein französischer Kriminalbeamter war dieser Tage hier in unserer Stadt und hat festgestellt, daß Frau von Gager abgereist war. Doch seit ihrem Auftauchen in Dünkirchen und dem Verfolgen Fred Bronnens und der amerikanischen Miß ist sie mit von der Bildfläche verschwunden.“

Ewald Henschel machte eine unschöne Bemerkung. Doch die jugendhafte Anmaßung wurde zurückgewiesen. Der Vorsitzende Petermann wurde sogar böse:

„Wir haben keinen Grund, gegen Fred Bronnen irgendwelche Vorwürfe zu erheben! Er hat tüchtig gearbeitet und leidet wahrscheinlich mehr, als mancher von uns zu ahnen scheint, unter den Verhältnissen. Es ist auch ausgeschlossen, daß er Miß Blant über den Ozean nach Amerika gefolgt ist, wie es hier und da heißt. Die auffällig rasche Abreise der Amerikanerin hat die Behörden veranlaßt, das Schiff genau zu durchsuchen. Fred Bronnen war nicht an Bord! Er hat sich nach meiner Meinung geflüchtet und lebt versteckt und vielleicht ganz zusammengebrochen in irgendeinem Winkel und wagt sich nicht hervor, bis der furchterliche Verdacht von ihm genommen ist!“

Der gute Sportgeist unter den Schwimmfreunden kam wieder zum Durchbruch. Die sich von Fred Bronnen abgewendet hatten, scharten sich wieder um ihren sportlichen Führer. Die Kleinmütigen, zu denen aus egoistischen Motiven Ewald Henschel und die voreilige einstige Braut, Hannelore Hin, zählten, standen allein.

Dieses eine hatte die Reise des zweiten Vorsitzenden nach Dünkirchen wenigstens genützt! Diejenigen, die dies um der Sache des Sportes und der Gerechtigkeit willen begrüßten, waren in der Mehrzahl und sprachen dem Vorsitzenden Petermann und dem noch immer unter dem Verdacht stehenden Kanalschwimmer Fred Bronnen das Vertrauen in einer Rundgebung aus.

An den „großen Unbekannten“ war man in dem Fall Theodor Hoofft nicht durch die in die Angelegenheit verwickelten Personen geraten, sondern die Behörde hatte es selbst gefunden —

Was hatte es hiermit auf sich?

Kriminalkommissar Briand, der sich nach einer Rückverlegung nach Paris sehnte und in Dünkirchen alles Erdenkliche an Pflichter aufbot, hatte alle Einzelheiten des Falles Hoofft noch einmal gründlich durchforstet und war hierbei auf den Herrn mit dem Koffer gestoßen, an dem der Untersuchungsrichter aus Dünkirchen achtlos bei den ersten Vernehmungen des Portiers vorübergegangen war. Er kannte Fälle aus seiner Praxis, wo alle Indizien sich zum Schluß als Trugschlüsse erwiesen hatten und eine Lösung gefunden wurde, die das Gegenteil vom ursprünglich Angenommenen darstellte.

Bei einer neuerlichen Vernehmung des Portiers des „Palace-Hotels“ suchte er mehr über den Herrn mit dem Koffer in Erfahrung zu bringen. Bei der Vernehmung durch den Untersuchungsrichter hatte sich der Portier seinerzeit plötzlich verfärbt und gestammelt:

„Mir ist, als sei zur selben Zeit wie Miß Bagen-Recher, die das Auto Miß Blants bestellte, der ermor-

dete Monsieur durch die Halle gegangen —, und nach ihm kam die fremde Dame —, aber nein —, nein, lassen Sie mich —, wie war es doch —? — Ja, richtig —, ich merkte dann gleich, daß es ein anderer Monsieur war —, ich bekam eben nur den Schreck, da ich bei seinem Anblick zunächst gedacht hatte, der deutsche Monsieur sei es gewesen —, entschuldigen Sie —“

Der Portier hielt seine damalige Aussage bezüglich des Herrn, den er anfänglich mit Theodor Hoofft verwechselt hatte, auch jetzt im vollen Umfange aufrecht: ein Herr sei über die Treppe — nicht mit dem Fahrstuhl — aus den oberen Geschossen gekommen, habe einen Koffer in der Hand getragen und sei durch die Halle geschritten. Er habe zuerst gedacht, der deutsche Monsieur sei es, dessen Rechnung Miß Blant bezahlte, und deshalb habe er ihn nicht weiter beachtet. Erst als er durch die Drehtür schritt, erkannte er, daß es ein anderer Monsieur war, der erst frisch ins Hotel eingezogen war.

„Ist dieser Herr wiedergekommen?“

„Nein!“

Warum haben Sie denn die Behörden nicht davon verständigt —, es ist doch wichtig, daß jemand plötzlich aus dem Hotel zu einer Zeit verschwindet, wo ein Verbrechen verübt worden ist!“

Der Portier blieb ganz kühl.

„Der Monsieur verschwand nicht, wie Sie glauben, Herr Kommissar! Er hatte nichts zu bezahlen; denn er hatte sich eingetragen als der Sekretär Miß Blants —“

Der Beamte wurde sehr nachdenklich.

„Miß Blants Sekretär? — Haben Sie kein Mißtrauen gegen den Herrn gehabt?“

Der Portier zögerte.

„Anfangs nicht. Aber als er verschwunden war und nicht wiederkehrte —, da war es klar, daß wir es mit irgendeinem Schwindler zu tun hatten. Daß dieser Monsieur mit dem Mord in Zusammenhang gebracht werden könnte, das ist mir erst in den letzten Tagen eingefallen! Ich hätte mich von selbst an Sie gewendet, Herr Kommissar, wenn Sie heute nicht deswegen gekommen wären. Aber jeder war doch in dem Glauben, daß nur Monsieur Bronnen der Täter sein konnte. — Und meine Befundung über den Herrn mit dem Koffer habe ich ja auch gleich bei der ersten Vernehmung gemacht. Doch man hat ihr keine Bedeutung beigemessen! Wie sollte ich —“

„Gut“, unterbrach Kommissar Briand den Portier, „Sie trifft keine Schuld, wenn sich die Ermittlung des wirklichen Mörders durch diesen Umstand verzögern sollte. Also Sie sind der festen Überzeugung, daß der Herr nicht der Sekretär Miß Blants war?“

„Ganz bestimmt“, erklärte der Portier mit Nachdruck. „Ich habe meine guten Gründe dafür!“

„Welche sind das?“

Der Portier holte tief Atem.

„Sehen Sie —, als sich die erste Erregung hier im Hotel etwas gelegt hatte und als die Leiche fort war und die Vernehmungen aufhörten, da ging ich durch die drei Zimmer, die wir noch nicht wieder vermietet hatten. — Ich suchte nichts. Ich ging nur durch. — Deshalb, das weiß ich eigentlich nicht zu sagen —“

„Welche Zimmer waren das?“, fragte der Kommissar.

„Die Nummer 94, wo der Mord passiert war, Nummer 91, wo Monsieur Bronnen gewohnt hat, und 95, wo der angebliche Sekretär Miß Blants vorläufig untergebracht war. — Da fand ich im Zimmer 95 eine Zeitung, zusammengefaltet, in die Ecke geworfen und von dem Mädchen aus Nachlässigkeit noch nicht beseitigt. Und diese Zeitung war der schlagende Beweis für mich, daß es eine faule Sache mit dem Sekretär war. — Das heißt, das habe ich nicht gleich, sondern erst nach langem Überlegen heute früh beim Aufwachen erkannt —“

(Fortf. folgt.)

Der gefundene Taler.

Skizze von E. Rabe.

Einmal in seinem Leben hatte Herr Rambach das Geld auf der Straße liegen sehen, einen blanken, silbernen Taler. Und das vergaß er nie! Es war vor Jahren, während seiner Ferienzeit, als er in einem kleinen Fischerdorf täglich zur Einsamkeit des Leuchtturms wanderte, um dem Flug der Möwen und dem Zug der kleinen, weißen Wolken am blauen Himmel zuzuschauen. Das Rollen und Brausen des Meeres tat ein weiteres, um ihn der Alltäglichkeit zu entziehen.

Die Alltäglichkeit begann auf der holprigen Straße über die teilweise sumpfige Wiese, die zwischen dem Leuchtturm und dem Dorf als eine sogenannte liebliche Dase lag. Herr Rambach ging diesen Weg gewöhnlich gesenkten Blicks, um seine Stiefel sauber zu halten. Also bemerkte er sofort den in der Sonne stark funkelnden Taler; es ist doch ein eigenes Gefühl, so ein blankes, sauberes Geldstück mitten auf der Straße liegen zu sehen.

Herr Rambach war nicht so vermögend, daß die Bereicherung um volle drei Mark ihn ohne freundlichen Eindruck gelassen hätte. Er kam stets auf ehrbare Weise mit seinem Gehalt aus, aber der Extrazuschuß in dieser Form weckte sofort den unehrbaren Wunsch nach der besseren Zigarre und nach der wochentäglichen halben Flasche Sonntagswein. Damit hatte er den Taler bereits lastiert mit der stillen Rechtfertigung, daß ein so geringer Verlust nicht angemeldet werde, der Besitzer also nicht festzustellen sei, zumal er sich bei barem Gelde auch nicht ausweisen kann.

Trotzdem blickte Herr Rambach mit unruhigem Gewissen in der stillen Landschaft umher und entdeckte zwei Männer am Rande der Wiese, die dicht nebeneinanderhockten und angespannt zu ihm herübersehen. Herr Rambach ließ sofort den Taler in der Tasche verschwinden und blickte sich zum zweiten und dritten Male, um einige Blumen zu pflücken.

Doch als er danach die Wirkung dieser romantischen Neigung zu erspähen suchte, sah er die beiden Männer direkt auf sich zukommen, als gäbe es keine Sumpfstellen, und ihre Blicke waren unterwandt, fast drohend auf Herrn Rambach gerichtet, der seine blauen Blumen sichtbar vor sich hertrug.

Diese Salunken, dachte er, haben das Geldstück vielleicht funkelnd sehen, als ich es aufhob, und werden behaupten wollen, daß sie es verloren hätten. Er wollte ihnen schon auf den Zahn fühlen.

Erleichterten Herzens kaufte der glückliche Finder im Dorf ein paar von den guten Zigarren für sich, eine Tüte Bonbons für die Dorfkinder, um sein Gewissen zu reinigen, und ließ sich zum Mittagessen schließlich noch eine halbe Flasche Wein schmecken, womit sich in seinem Etat an Stelle des Überschusses ein Defizit ergab.

Am nächsten Morgen, als Herr Rambach behaglich beim Frühstück saß, öffneten die beiden Männer langsam die quietisierende eiserne Pforte, schritten zielsicher auf den Erschreckten zu und sagten in ruhigem Ton, daß sie „den Herrn unter vier Augen“ (obgleich es in diesem Falle sechs wurden) sprechen müßten, diskret wie Kriminalbeamte.

Die sensationshungrigen Frühstücksgäste hielten bereits im Rauen ein, Herr Rambach führte die beiden daher rasch in sein dünnwandiges Zimmer. Hier wurde ihm stumm eine Ausgabe des Lokalblättchens vorgelegt, nach dessen Datum der Aufgeregte unglücklicherweise nicht blickte, und er las das rot angelegte Inserat: „Platinring mit Brillanten auf dem Wege zum Leuchtturm verloren. Gegen fünfzig Mark Belohnung abzugeben bei Fischer Jensen.“

„Run und? Was geht mich das an?“ fragte Herr Rambach in schneidigem Ton, der seine schuldbewusste Aufgeregtheit sofort verriet.

„Wir haben gesehen, wie Sie den Ring aufgehoben haben“, war die ruhige Antwort.

„Nein“, stieß Herr Rambach hervor, „ich habe mich nur nach Blumen geblickt.“

„Das hat der Herr hinterher getan, zuerst war es etwas Rundes, das wie Silber und Brillanten funkelte. Nicht wahr?“ fragte der Jüngere den anderen, der mit einem kräftigen „Ja“ die richtige Zeugenschaft zugab.

Zwei gegen einen! Herr Rambach konnte seine Position bereits als verloren aufgeben, aber er kam auf den unglückseligen Gedanken, den Taler hervorzuziehen (Denn ausgegeben hatte er einen anderen, um den „glücklichen Fund“ als Talisman zu verwahren).

„Etwas Rundes, das wie Silber funkelte, sagten Sie? Nun, ich will Ihnen verraten, daß es das gewesen ist. Ich bin nur noch nicht dazu gekommen, ihn als Fundobjekt abzugeben.“

Herr Rambach sprach im übrigen ausnehmend leise, was auf eine sehr sanfte Gemütsart schließen lassen konnte, wenn er sich dabei nicht so ängstlich nach dem offenen Fenster

und den Nachbarteuren umgesehen hätte. Er war dem Führer seiner Mitwisser geradezu fast dankbar, als dieser nun gleichfalls leise, doch folgen schwer dieses sagte:

„Wir zwei haben gesehen, daß es der Ring mit den Brillanten war. Wir können uns die Belohnung nicht entgehen lassen und müssen dann die Sache eben dem Herrn Amtsvorsteher melden.“

Und dabei blieb man, nachdem Herr Rambach noch nebenbei auf seine eigenen Widersprüche aufmerksam gemacht worden war. Die beiden schienen unbedingt fähig, einen Skandal zu provozieren, und man kann wohl beweisen, daß man ein Ding gefunden hat; doch wie führt man den Beweis des Gegenteils?

So verdienten sich denn die zwei glücklichen Mitwisser die inserierte Belohnung, und Herr Rambach reiste infolge rapide geleerteter Reisefasse sofort ab.

Tiere als Ärzte und Krankenpfleger

Sie brauchen keine Kliniken und Krankentrassen, die Tiere. Sie helfen sich selbst und noch lange nicht zum schlechtesten, helfen sich auch manchmal gegenseitig, mögen sie sich vorher noch so sehr um das Futter geraut und geschlagen haben. Wir dürfen dabei nicht an unsere Haustiere denken, die durch den Menschen, seine Zucht und Pflege recht hilflos auch in dieser Hinsicht geworden sind. Trotzdem wissen auch einige unter ihnen um eine eigene Heilkunst: wenn ein Hund oder eine Katze irgendwie verwundet ist, so lecken sie ihre Wunde andauernd und sorgfältig. Das ist nicht nur schmerzstillend, sondern hält den Schaden auch frei von jeder Verunreinigung und läßt ihn schneller wieder heilen, als es ohnedem geschehen würde. Daß sich Haustiere — besonders wieder Hunde und Katzen — auch gegenseitig derart besorgen und den kranken Gefährten auf verschiedenste Art unterstützen, ist wohl weidlich bekannt.

Weniger bekannt und doch äußerst bewundernswert ist es aber, wie verlesene Vögel sich zu helfen wissen. Hat zum Beispiel ein Vogel einen Flügel gebrochen und kann nicht — wie es wohl sonst seine Art fein mag — fliegend seine Nahrung erbeuten oder zu seiner Nahrung gelangen, so macht er nicht etwa immerfort nutzlose Anstrengungen, um aufzustiegen; gerade so, als wüßte er, daß auf diese Weise keine gebrochene Schwinge dauernd gebrauchsunfähig werden könne. Nein, er bescheidet sich, hüpft still und lautlos (damit etwaige Feinde ihn nicht wahrnehmen) am Boden umher und schlägt sich schlecht und recht durch. Und siehe da: kaum drei oder vier Wochen sind vergangen, da ist der ehemalige Patient wieder bei den ersten Fliege-Versuchen, die bald gelingen. Das gebrochene Glied konnte ungestört ausruhen und heilen und ist wieder gebrauchsfähig. Noch kunstvoller verfahren manche Vogelarten, wenn sie sich ein Bein gebrochen, oder es ihnen durch irgendwelche gewissenlosen „Schieber“ (Jäger können wir das nicht nennen) wie die Jägersprache sagt „angefrakst“, d. h. leichter beschädigt wurde. Es ist eine ganze Reihe Beobachtungen von gewissenhaften Vogelkennern gemacht worden, daß die Vögel sich einen regelrechten Verband aus Lehm, Haaren, Federn usw. um die beschädigte Stelle her machen, der nicht nur das Blut stillt und die Wunde schützt, sondern auch, geradezu wie der Gipsverband unserer Doktoren, den gebrochenen oder zerstückelten Knochen in seiner Lage festhält und ihn so beim Zusammenwachsen unterstützt. Wird's auch nicht immer so schön gerade, wie das Beinchen vorher war, so wird dieses doch immerhin in einiger Zeit wieder gebrauchsfähig. Die „paar Prozent Arbeitsunfähigkeit“ nimmt so ein lustiger Vogel schon gern mit in den Kauf, wenn er wieder — schlecht und recht — herumhüpfen kann auf seinem ausgebeßerten Beinwerk. Auch bei erhaltenen Wunden machen sich Vögel — wie man ebenfalls beobachtet hat — Verbände, indem sie sorgfältig und dicht ausgeraute Federn über die Wunde kleben, bis sie geheilt ist.

Manchmal kann man auch beobachten, daß andere Artgenossen — gleich, wie wir das bei den Hunden und Katzen sahen — schwache oder verlesene und behinderte Vögel beim Fortkommen oder bei der Futtersuche unterstützen. Hier eine solche Beobachtung: Unter anderen Gefiederten kamen auf ein Futterbrett im Winter ein paar Dompfaffen regelmäßig. Eines Morgens fehlte der eine und fand sich erst im Laufe des Tages wieder ein. Aber er bewegte sich schwermütig und unsicher, und es stellte sich heraus, daß ihm auf irgend eine Art das eine Bein verlorengegangen war. Natürlich konnte er gegen das übrige hungrige Vogelvolk nicht aufkommen und wurde immer aufs neue beiseite gedrängt oder vom Brett gestoßen. Doch siehe da, am andern Morgen hatte er sich den zweiten Dompfaff mitgebracht, ein großes und kräftiges Tier, das energisch die plebeische Sippschaft in genügender Entfernung hielt, bis der arme kleine Krüppel sich sattgefressen.

S. M.

* **Dans Richter: "Fräulein Dr. med. Gudovius"**, Roman. (Ernst Reils Nachf. August Scherl G. m. b. H., Berlin.) Die Gestalt der modernen berufstätigen Frau wird hier in neuer und höchst fesselnder Weise von Dans Richter in den Mittelpunkt spannender Geschehnisse gestellt. Die junge Hamburger Ärztin Dr. med. Gudovius, die jede Gefühlsregung als Schwäche und als Gefahr für ihren harten Beruf empfindet, muß in ungewöhnlicher Umgebung, wo die Begriffe unserer Zivilisation nicht gelten, zu der Erkenntnis kommen, daß auch sie den Schutz des männlichen Kameraden nicht entbehren kann. Das Schicksal verschlägt sie nach Übersee in das primitive Mittel einer südamerikanischen Urwaldkolonie. Hier erregt sie als praktizierende Ärztin größtes Aufsehen, das schließlich zu erbitterten Auseinandersetzungen zwischen den Bewohnern der Siedlung führt. Erst als der energische Forschungsreisende Professor Oldenlamp die Führung der Siedler übernimmt, kehrt Ruhe und Ordnung zurück. Vom Wege unfruchtbarer Emanzipation zurückgerissen, wird sie in Zukunft Seite an Seite mit ihm ihren Beruf ausüben.

* **A. M. Fren: "Die Pfasterkisten"**, ein Feldsanitätsroman. (Verlag Gustav Kiepenheuer, Berlin.) A. M. Fren, dessen Grotesken die Tüde des Objekts und das Unheimliche im Unterbewußtsein der Menschen so überzeugend schildern, hat den Krieg als Sanitäter mitgemacht. Wenn es auch nicht seine Aufgabe war, Sturmangriff und Trommelfeuer als Kämpfer mitzumachen, die Grotesken und das Grauen des Krieges, so wie es sich nach dem Kampfe in den verletzten Leibern und den Leiden der Verwundeten wiederpiegelte, hat er doch erlebt und weiß sie nachdrücklichst zu schildern. Über Ruhelager und Schützengraben, Schlachtfeld und Verbandspfähle, durch Lazarette und Krankenstationen führen seine Schilderungen, die mit der grauenhaften Phantastik und der entsetzlichen Tragik eine der härtesten Auflagen gegen den Krieg sind.

* **D. Kars: "Fragen an die Wissenschaft"**. (Verlag D. Carl, Hamburg.) Das kleine Buch schneidet in Fragestellung eine Reihe von Problemen an, die sich wesentlich auf Ergründung des Ursprunges unserer Erde, auf ihre durch Katastrophen oder geologisch-biogenetische Entwicklung verursachten Wandlungen beziehen. Die Betrachtung geht auch ins Kosmische und befaßt sich eingehend mit einem einstigen zweiten Erdmond "Lucifer", der sich am Ende der Tertiärzeit mit der Erde vereinigt haben und Urheber aller biologischen Entwicklung geworden sein soll. Die Gedankengänge des Verfassers sind folgerichtig und von präziser Eigenart, inwieweit sie den Resultaten exakter Wissenschaft nahe kommen, vielleicht sie ergänzen oder zu neuen Versuchen anregen, vermag der Laie nicht zu entscheiden. Dem für die Urgeschichte der Erde, für die großen kosmischen Fragen interessierten Leser wird die Schrift, sei es in zustimmender oder ablehnender Auseinandersetzung, wohl willkommen sein.

* **L. von Ranke: "Weltgeschichte"**. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Horst Michael. Band 1: Die älteste historische Völkergemeinschaft und die Griechen und die römische Republik und ihre Weltbeherrschung. (Gutenberg-Verlag, Hamburg I.) Wie selten eines, ist dieses großzügig angelegte Werk berufen, zur Einführung und zum tieferen Verständnis der Entwicklung, Kultur und Geschichte der Menschheit und ihre Grostaten im Wandel der Zeiten. Eine riesige Stofffülle war zu bewältigen, zu sichten und in eine Form zu fassen, die auch den Volksschüler befähigt, mühelos in die an sich spröde Wissenschaft einzudringen. Und dies ist dem Herausgeber, dessen Name als Geschichtsschreiber längst guten Klang besitzt, in einer Weise gelungen, daß sich sein Werk liest, wie ein interessantes, schöngestigtes Buch; dabei entbehrt es jedoch nichts an wissenschaftlichen Werten und sachlicher Gründlichkeit, denn überall liegen die neuesten historischen Forschungen zugrunde, sodaß auch der in diesem Fach bewanderte auf seine Rechnung kommen wird.

* **"Das Ausland urteilt!"** Amerikaner, Engländer, Franzosen, Italiener, Japaner, Russen, Neutrale gegen das Versailler Urteil. Herausgegeben von Alfred von Wegeker. (Georg Stilke, Berlin NW. 7.) In zehn Jahren haben alle ernst zu nehmenden Historiker des In- und Auslandes an Hand des zu Tage geförderten Dokumentenmaterials die Unhaltbarkeit des Schuldspruchs im Versailler Vertrage erkannt. Gegen den Spruch von Ver-

sailles sind aber nicht nur Historiker aufgetreten, sondern auch bekannt Staatsmänner, wie Coolidge, Borah, MacDonald, Bonsonbo, Danoleau, Mussolini, der japanische Botschafter Honda, der russische Kriegsminister Suchomlinow, haben der "Versailler Kriegsschuldhefte" entgegenstehende Auffassungen bekundet. Die Zusammenstellung dieser Urteile bildet den Inhalt des Buches, das den großen Vorzug hat, daß es für jedermann verständlich ist und infolge der Wiedergabe der Urteile in drei Sprachen (deutsch, englisch, französisch) seiner Verbreitung im Ausland keine Grenzen gesetzt sind.

* **"Die Wohnungsnot und das Wohnungselend in Deutschland"** von Bruno Schwan, Geschäftsführer des Deutschen Vereins für Wohnungsreform. Schriften des Deutschen Vereins für Wohnungsreform, Heft 7. (Verlag von Carl Heymann-Verlag.) Die endgültigen Zahlen über den fehlenden Wohnraum sind zum ersten Mal durch die im Mai 1927 vom Deutschen Statistischen Reichsamt angestellten Ermittlungen herausgekommen und haben ergeben, daß es sich in Deutschland um eine Fehlmenge von etwa einer Million Wohnungen handelt, die angesichts des jährlichen Neubedarfs von über 200 000 Wohnungen nur langsam gemildert werden kann und noch auf Jahre hinaus von verhängnisvollem Einfluß auf die Wohnverhältnisse in Deutschland sein wird. Neben dieser Ziffer aber besteht in Deutschland ein Wohnungselend, zu dessen Bekämpfung der Deutsche Verein für Wohnungsreform schon seit 30 Jahren eine lebhafteste Propaganda getrieben hat. Besonders wertvoll ist neben dem statistischen Material das reiche Bildmaterial, das den Nachweis erbringt, daß es sich hier ganz gewiß nicht um Schwarzmalerei handelt, sondern daß wir in der Tat neben der schönen Fassade, die die deutschen Städte dem Fremden bieten, ein trauriges Wohnungselend haben, das die Gesundheit und die Arbeitskraft des deutschen Volkes auf die Dauer auf die verhängnisvollste Weise beeinflussen muß.

* **"Das Gesetz über den Vergleich zur Abwendung des Konkurses"** vom 5. Juli 1927. (Vergleichsordnung.) Von Dr. Erik Weinberg, Rechtsanwalt und Notar, Berlin, und Berthold Manasse. (Industrieverlag Spaeth & Linde, Berlin W. 10.) Die Verfasser haben bei der Anwendung der Vergleichsordnung Erfahrungen in besonders reichem Maße gemacht, die sie in der neuen Auflage ihres Buches unter weitgehendster Berücksichtigung der gerichtlichen Praxis niedergelegt haben. Der Inhalt des Buches hat sich daher gegenüber der zweiten, noch kurz vor dem Inkrafttreten des Gesetzes erschienenen Auflage wesentlich vergrößert. Dabei sind die Verfasser aber ihrem Prinzip, einen Kommentar zu schreiben, nicht nur für Juristen, sondern insbesondere zugeschnitten auf die Bedürfnisse aller am Vergleichsverfahren interessierten Kreise der Wirtschaft, treu geblieben. Sie schreiben, wie es im Vorwort heißt, aus der Praxis für die Praxis. Demgemäß ist die Darstellung eine derart populäre, daß Schuldner und Gläubiger, Vertrauenspersonen und Ausschußmitglieder, Treuhänder und Bücherrevisoren mit leichter Mühe den Kommentar zu verwenden in der Lage sein werden.

* **"Die Handelshochschule"**. Von den 14tägig erscheinenden Lieferungen sind die Lieferungen 42 bis 45 erschienen. Diese vier Hefte behandeln: "Industriebetriebslehre" (42), "Warentakulation" (43), "Allgemeine Volkswirtschaftslehre" (Geld- und Kreditwesen, Währungspolitik usw.) (44). Die 45. Lieferung schließlich gilt der Rechtswissenschaft und stellt den Beginn des zweiten Teils des "Handelsrechts" ("Gesellschaftsrecht") dar. Industrieverlag Spaeth & Linde, Berlin W. 10.)

* **"Rheinthal-Wanderkarte"**. (Verlag Westdeutscher Führer- und Wanderarten-Verlag W. Stollfuß, Bonn.) Das ganze Gebiet zwischen Bonn und Mainz enthält diese Karte, die vierfarbig im Maßstabe 1:100 000 ausgeführt ist und sich durch klare übersichtliche Ausführung auszeichnet. Die Rheinhöhenwege sind eingezichnet.

* **"OH-Touring-Führer für Automobilfahrer"**. (Verlag Hallwag A.-G., Bern.) Ein Automobilausflug nach der benachbarten Schweiz wird von den meisten Süddeutschen Fahrern mit Vorliebe in das regelmäßige Sommerprogramm einbezogen. Für einen solchen Besuch ist der soeben in 15. Auflage neu erschienene Führer für Automobilfahrer "OH-Touring" von O. R. Wagner wohl der zuverlässigste Reisebegleiter. Die Karten, im Maßstabe 1:250 000, sind musterhaft, die Beschreibung der schönsten Gebiete, Strecken und Ortschaften, die zweckmäßige Anordnung des Werkes leisten dem Automobilfahrer beim Besuche der Schweiz unentbehrliche Dienste.